

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Von 1906 bis 1926 in der deutschen Südwest-Ecke**

**Gugelmeier, Erwin**

**Karlsruhe, [ca.1939]**

Winter 1918

[urn:nbn:de:bsz:31-324231](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324231)

## Winter 1918.

Am Samstag (30. November) war in Lörrach auf dem Marktplatz die deutsche und badische Republik ausgerufen worden. Widerstand dagegen hatte sich weder bei der Bevölkerung noch bei dem in der Stadt liegenden Landsturm-Bataillon gezeigt. Die äußere Ordnung war nicht gestört worden. Als ich am 13. November in Lörrach ankam, wartete eine Fülle von Arbeit. Dem war gut so, weil es den Geist von trüben Gedanken ablenkte. Der örtliche, für den ganzen Grenzbezirk gebildete Arbeiter- und Soldatenrat setzte sich sofort mit mir in Verbindung. Die gemeinsame Sitzung des Gemeinderates und des Arbeiter- und Soldatenrates am 16. November im „Zirfchen“ war bereits die letzte dieser Art. Von nun an wurden die städtischen Sitzungen wieder in das Gemeinderatszimmer im Rathaus einberufen, wo nur der Gemeinderat „Platz“ hatte. Anfänglich entsandte der Arbeiterrat noch einen Vertreter, damit „die Republik keinen Schaden leide“. Aber bald blieb auch dieser Storchposten weg, offenbar, weil man die Verantwortung des Rathauses für die zu treffenden Maßnahmen nicht teilen und sich die Freiheit der Kritik wahren wollte. Wenn so die Beziehungen zu den gewissermaßen „legalen“ Organen der Revolution einigermaßen erträglich waren, so war das Verhältnis zu den illegalen um so schwieriger und unleidlicher!

Eine merkwürdige Sorte Menschen hatte die wilde Zeit an die Oberfläche gebracht wie Wasserblasen, die aus aufgewühltem Sumpf emporquirlen. Es waren meist hemmungslose Menschen, die keine Ahnung vom Zusammenhang der Dinge, von der gegenseitigen Bedingtheit eines sinnvollen Zusammenlebens in Staat und Gesellschaft und von der geschichtlichen Bedeutung eines Vorgangs hatten. Auf den Trümmern einer vernichteten Kultur („alles muß hin sein!“) wollten sie das aufbauen, was in ihrem Kopf gärte, wobei jeder von ihnen sich etwas anderes vorstellte. Darin nur waren sie sich einig, daß man mehr zu essen haben müsse, ungebundener sein sollte, und daß alles, was nach Ordnung, Behörde, „Kapitalismus“ u. dgl. roch, dem entgegen sei und deshalb beseitigt werden müsse.

Das durch den Kriegsausgang, Not und Kummer gewissermaßen betäubte Volk war den Ergüssen dieser verwirrten und oft wirklich franken Gehirne wehrlos ausgeliefert. Der Glaube an die früheren Autoritäten war zusammengebrochen. Nur der Glaube an die leeren Versprechungen Wilsons — so lächerlich es heute klingt — und an die in Fühler Berechnung von den Feinden in unser Volk geschleuderten trügerischen Ideen von Völkerversöhnung und Abrüstung hielt manche noch aufrecht. Weite Kreise glaubten es sogar, wenn ihnen gepredigt wurde, auch bei den Franzosen und Engländern werde die rote Fahne der Revolution aufsteigen, und dann werde alles gut. Man müsse nur die alten Gewalten beseitigen und zeigen, daß alles neu und anders sei, dann werde der Frieden für alle Völker kommen.

In dieser Zeit allgemeiner Verwirrung haben die deutschen Beamten durch ihr pflichtgetreues Festhalten an dem Gedanken der deutschen Einheit und Ordnung dem Staat unendliche Dienste geleistet und sein Fortbestehen gesichert.

Besonders von den Verwaltungsbeamten in Stadt und Land, die in täglichen und stündlichen Kämpfen mit den verwirrten Geistern und ihren eigensüchtigen oder Klassenegoistischen Wünschen das gemeinsame Wohl aller zu verteidigen hatten, gilt dies. Ihnen ist nicht nur die Aufrechterhaltung der Nahrungsmittelversorgung in den Städten und leidliche Ordnung, sondern auch zum guten Teil die Erhaltung des staatlichen Zusammenhalts zu danken. Denn mit dem Zusammenbruch der Monarchie war zunächst jede staatliche Zentralgewalt in Reich und Land beseitigt. Es bestand nur noch die in Sindenburg verkörperte militärische Führung mit der Beschränkung auf die Armee. Deutschland war in eine Unzahl kleiner und kleinster Republiken zerfallen, nur lose zusammengehalten durch Machthaber, die usurpatorisch sich an die Stelle der Fürsten gesetzt hatten. Glücklicherweise aber war das Gerippe des Staates unversehrt. Die große Masse des Volkes, die das trotz allem deutlich spürte, ließ auch daran nicht rühren. In kritischen Augenblicken konnte man das mit tiefer Bewegung deutlich erkennen.

Die Lage war in der Grenzstadt, die durch den Kriegsausgang nun auch fast unmittelbar an die französische Grenze gerückt war, doppelt schwierig. Nach Lörrach kam ein großer Teil der Wehrmänner, die in der Schweiz wohnten und zu den Fahnen ihrer deutschen Heimat geeilt waren. Sie wollten zu Frau und Kind in die Schweiz zurück. Allein, dieses Land prüfte mit gründlicher Genauigkeit und — insofgedessen — Langsamkeit und wies unruhige Elemente zurück. Hierher kam auch ein erheblicher Teil der vertriebenen Elsässer und darunter manche Unzufriedenen. Die Zahl der Einheimischen, die von der Armee entlassen wurden, vermehrte diesen doppelten Zustrom und stellte die Stadt in Ernährung, Unterbringung und Beschäftigung vor die schwierigsten Fragen.

Die Männer von der Front mußten Schlang stehen vor den Läden oder aufs Land gehen, um sich Nahrungsmittel zu beschaffen. Die im Wege der Selbstverwaltung durch die Industriegemeinden des Wiesen- und Oberheintales geschaffene „Erwerbslosenfürsorge“, deren Vorsitz in meinen Händen lag, bewährte sich zwar gut, aber die geringen Beträge, an sich schon schwer aufzubringen, reichten nicht aus — auch nicht, als das Reich eine entsprechende Fürsorge für das ganze Reichsgebiet einrichtete. Arbeit und Brot wurden der tägliche Schrei so vieler — und doch wußte man nicht, woher beides nehmen. Wilde „Kommissionen“ kamen auf das Rathaus, stießen Drohungen aus und ließen sich kaum beruhigen. Konnte man es den Leuten übelnehmen, die nach vierjährigem Kriegsdienst zu Hause Hunger und Not vorfanden, wenn sie in Verzweiflung gerieten und den Behörden das Leben schwer machten? Es war ein bitterer Winter, ein Von-Scholle-zu-Scholle-Springen im eisigen Strom, nie sicher vor dem Ausbruch böser Gewalten! Und doch war es auch erhebend, wenn man mitten im Strudel der Zeit die innere Festigkeit der Reichsidee feststellen konnte, und wenn man da und dort beim Appell an die Nächstenliebe herzliche Hilfsbereitschaft fand.

Ohne auf viele kleinere Kämpfe und Zusammenstöße jenes Winters einzugehen, seien die Vorkommnisse im März 1919 geschildert, da sie weit über das übliche Maß die Gemüter bewegten.

Für die Vogesenarmee lagen in der Umgegend von Lör-rach allerlei Depots. Bei Saltingen ein Pionierpark; Mehl- und Getreidelager bei Eimeldingen. Nach Kriegsende wurden diese Vorräte teils versteigert, teils abtransportiert. Die Engstirnigkeit lokaler Gewalthaber legte derartigen Abtransporten alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, weil man

die Vorräte für sich behalten wollte. Man bedachte nicht, daß man auf Zufuhren vom Innern Deutschlands angewiesen war und daß niemand ein größeres Interesse an dem glatten Funktionieren der Transporte hatte als die Industriegegenden. Wiederholt war, und sicher mit einem gewissen Recht, von den zentralen Versorgungsstellen mit Einstellung von Zufuhren gedroht worden, wenn lokale Arbeiter- und Soldatenräte den Dispositionen dieser Stellen zuwiderhandeln würden.

Nun waren wieder von dem Lager in Eimeldingen einige Wagenladungen abgerufen. Die Wagen wurden zum Lörracher Bahnhof gebracht und sollten von dort weiter gehen. Durch irgendwelche Gerüchte verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Stadt: Es sind Mehlwagen da, aber sie sollen „verschoben“ werden. Man verlangte, die Stadt solle die Wagen „beschlagnahmen“. Da man das ablehnen mußte, weil es Reichseigentum war, wurde die Aufregung immer größer. Eine Versammlung wurde auf den Abend im „Kühlen Krug“ angesagt und der Bürgermeister eingeladen, teilzunehmen.

Man mußte angesichts der Erregung in der Bevölkerung einen turbulenten Verlauf der Versammlung befürchten. Gerade deshalb entschloß ich mich, sie zu besuchen. Denn es mußte ja leicht sein, die nötige Aufklärung zu geben. Würde sie nicht gegeben, so sah das nach Schuldbewußtsein und Drückebergerei aus, und es konnte erst recht Unheil daraus entstehen. Gegen Abend wurden mir verschiedene Warnungen zugetragen. In jener Zeit, da Lörrach zur neutralen Zone gehörte, die auf Grund des Waffenstillstandes gebildet wurde, war Militär in der ganzen Rheinebene nicht gestattet, und die Gendarmerie bestand nur aus so wenig Mann, daß sie höchstens als Schutz gegen einzelne Verbrecher in Betracht kam. Die etwa ein Dutzend Mann umfassende Schutz-

mannschaft der Stadt war also der einzige Rückhalt, der zur Aufrechterhaltung der Ordnung vorhanden war, d. h., man mußte auf Überredung und Durchbruch der Vernunft vertrauen, wenn Unruhen entstanden. Ich nehme die Gelegenheit gerne wahr, um festzustellen, daß die städtischen Schutzleute stets unerschrocken und unermüdetlich ihre Pflicht getan haben und daß nie ein Fall von Disziplinlosigkeit oder Feigheit vorgekommen ist.

Kurz vor Beginn der Versammlung im „Kühlen Krug“ kam ein Mitglied des Gemeinderats zu mir. Von seinem Haus aus hatte der Gemeinderat gesehen, wie sich aufgeregte Menschen zum Versammlungsort bewegten, und er riet mir dringend, nicht hinzugehen. Als ich das ablehnte, erklärte er, dann gehe er mit, und den ganzen Abend blieb er mir getreulich zur Seite. Es war dies Kommerzienrat Garnier.

Ich ging also am Abend in den „Kühlen Krug“, hörte die Beschwerden an und gab die nötige Aufklärung. Nachdem es allmählich zehn Uhr abends geworden war, ergab sich auch völliges Einverständnis der Versammelten. Aber die draußen auf der Straße Stehenden konnten nicht belehrt werden. Dort wurden Reden gehalten, und besonders einige Frauen zeichneten sich durch wildes Gebaren aus. Die Schutzleute, die auf der Polizeiwache im Rathaus waren, schickten, als sie von der Erregung der Menge Kenntnis erhielten, zwei Mann zum „Kühlen Krug“. Diese wurden aber, als sie ankamen, von der Menge umringt, angepackt und entwaffnet. Der eine erhielt einen Messerstich in die Schulter. Das wurde uns triumphierend in den Saal gerufen. Die Einberufer der Versammlung schlossen sofort die Sitzung. Inzwischen aber war der Saal durch die Menge blockiert. Niemand kam hinaus.

Hin und her wurde verhandelt. Die Wut der Leute draußen steigerte sich immer mehr. Da sehe ich plötzlich, wie

die Holzwand des Saales gegen die Wirtszimmer zu sich einbog. Die Menge wollte die Wand eindrücken und in den Saal eindringen. Kurz entschloß ich mich, zu den Tobenden hinauszu-  
gehen. Eine Anzahl beherzter Leute schloß sich an. Wir rissen die große Tür des Saales auf.

Ich ging die kurze Treppe an der Seitenwand des Gebäudes hinunter. Sofort umringten mich die Draußenstehenden. Ein Mann legte die einem der Schutzleute abgenommene Pistole auf mich an. Im selben Augenblick erhielt er einen Stoß und fiel rückwärts gegen die Menge zu, die infolgedessen ein wenig zurückwich. Durch die entstandene Lücke trat ich hindurch und gelangte, während die Rädelsführer sich mit ihrem gestürzten Kameraden beschäftigten, auf die Straße. Unwillkürlich machten mir die Leute Platz und ließen mich durch. Ein Mitglied unseres Bürgerausschusses sprang auf mich zu, faßte mich am Arm und flüsterte mir zu: „Springen, schnell!“ Wir rannten beide die Straße ein paar Schritte hinauf. Jetzt aber kam Leben in die Menge. „Er ist entwischt!“, „Schlagt ihn tot!“ und ähnliche freundliche Zurufe hörte ich hinter mir. Sie sprangen hinter uns her. Es gab einen hellen Schein. Ein Knall neben mir! Im gleichen Augenblick zog mich Herr W. in das rasch geöffnete Tor eines Hauses. Wir eilten die Treppe hinauf in die Wohnung W.'s, während am Haus die Verfolger vorbeistürmten, immer mit dem wilden Ruf: „Schlagt ihn tot!“

Die Handgranate, die nicht weit von mir geplatzt war, hatte keinen Schaden gestiftet. Durch dieses kleine „Feuerwerk“ war aber den Leuten entgangen, wo ich hingeraten war. Die Menge zog daher zum Bahnhof, wo die Mehlwagen standen, und krähehlte in der Stadt herum. Erst gegen Morgen konnte ich es wagen, nach Hause zu meiner naturgemäß höchst verängstigten Familie zu gehen und der

Schutzmannschaft Weisungen zu geben. Dann telephonierte ich den Nachtdienst der Kriminalpolizei in Freiburg an, die aber vorerst keine Hilfe in Aussicht stellen konnte, weil auch Freiburg zur neutralen Zone gehörte und ebenfalls nur wenig Mann Polizei hatte. Später unternahm ich einen Spaziergang durch den frühen Tag und überlegte, was zu tun, ging dann zu einem guten Bekannten in der Stadt, bat ihn, den Gemeinderat auf nachmittags einzuladen, und zwar, um Aufsehen zu vermeiden, ins Kreisgebäude, legte mich etwa um 7 Uhr morgens aufs Ohr und schief ein paar Stunden fest und traumlos bis tief in den Tag hinein.

Der Gemeinderat sprach sein Bedauern über den Vorfall aus und stimmte allem zu, was vom Rathaus aus geschehen war. Nach lebhaften Telephongesprächen mit Regierung und Staatsanwaltschaft wurde endlich erreicht, daß die Regierung sich bereit erklärte, alle irgendwie entbehrlichen Gendarmen, die zwischen Karlsruhe und Konstanz aufzutreiben waren (es waren nur etwa 45!), zusammenzutrommeln, um die der Staatsanwaltschaft übertragenen Verhaftungen zu sichern. Da das aber einige Tage brauchte, hieß es, in der Zwischenzeit die Ruhe bewahren. Ich ging auf das Rathaus und der Tagesarbeit nach, wie wenn nichts geschehen wäre. Allerdings mußte ich es mir gefallen lassen, daß die Übeltäter frech auf der Straße mich ansahen und ihre Revolver zeigten. Es lag in unserem Plan, sie sicher zu machen, und das gelang auch vollkommen.

Von zwei Beobachtungen jener Tage, die mich besonders beeindruckten, sei noch gesprochen.

Als ich vom Saal im „Kühlen Krug“ hinaustrat und auf der Treppe stand, sahen mich alle die Menschen draußen an. In dem halben Licht der Außenbeleuchtung sah ich ihre verzerrten, haßerfüllten Gesichter. Waren das wirklich meine

Lörracher, die ich kannte, mit denen mein Leben so eng verknüpft war? Ja, sie waren es! Aber die Setze hatte sie völlig verwandelt. Alles Gütige, Herzliche war aus diesen Zügen weggewischt. Gewiß standen Hunger, leibliche und seelische Not hinter ihnen. Aber trugen wir nicht alle am gleichen Leid, an der gleichen Trauer um unser gepeinigtes Vaterland? Ich fühlte bei diesem Anblick mein Herz hart werden. Das muß in meinen Augen zu lesen gewesen sein. Und darum werden sie mir wohl auch Platz gemacht haben, als ich durch ihre Reihen schritt. Darum sind sie stumm beiseite getreten, als ich sie ansah und haben ihre Wut erst wieder gefunden, als ich auf der Straße stand und ihnen den Rücken drehte.

Die andere Beobachtung war nicht weniger unerfreulich. Mein Verhalten an den drei Tagen nach jener bewegten Nacht mußte (und sollte) so aufgefaßt werden, als hätte die Polizeigewalt der Stadt keine Möglichkeit, solche Vorfälle zu ahnden. Die Leute, die wir verhaften wollten, mußten völlig das Gefühl erhalten, daß wir ihnen nichts antun könnten; nur so konnte man hoffen, sie durch Überraschung zu fassen. Ein wenn auch nur kleiner Teil der biederen Bürger, von denen einige am Tage nach dem nächtlichen Vorfall sogar die Läden ihrer Schaufenster nur zögernd geöffnet hatten, wußte nicht mehr recht, ob sie mich grüßen durften, wenn da und dort einer der kommunistischen Setzer auf der Straße stand.

Über diese bitteren Eindrücke mußte der Gedanke trösten, daß sie Ausfluß des tiefen Falles unseres Volkes seien und daß es deshalb erst recht gelte, darüber hinwegzukommen und auf die Wiedergeburt der Nation zu hoffen. —

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen. Staatsanwalt M. kam abends nach Lörrach. Wir richteten, um keinerlei Aufsehen zu machen, unser Hauptquartier in einem

Schulzimmer im Zebel-Schulhaus ein. Es war eine mond-  
helle Nacht. Die Gendarmen waren mit verschiedenen Zügen  
in Weil-Leopoldshöhe angekommen, hatten sich dort ge-  
sammelt und marschierten nun über die Höhe herüber ins  
Wiesental. Der Reihe nach wurden die Häuser der inzwischen  
durch die Polizei festgestellten Täter (es war leicht, weil sie  
sich laut ihrer Taten rühmten) umstellt und die Schuldigen  
verhaftet. Meist fastete man sie im Bett, da und dort wurden  
Revolver bei ihnen gefunden. Die ganze Gesellschaft wurde  
dann in Autos nach Freiburg ins Gefängnis transportiert.  
Als die Stadt aufwachte, war alles beendet, und kein Tröpf-  
chen Blut war geflossen.

Diese Aktion war für die Arbeit des Rathauses von großer  
Bedeutung. Es war eine wirksame Bekundung für Ordnung  
und Sicherheit, und sie erleichterte die Arbeit ganz erheblich.  
Die Arbeiterschaft berief alsbald eine Versammlung ein. Und  
der gesunde Sinn siegte: Dem Rathaus wurde das Vertrauen  
ausgesprochen. Gerade in jener Zeit war meine Amtszeit  
abgelaufen. Seit 1906 war keine Bürgermeisterwahl mehr  
gewesen. Nun wurde meine Wiederwahl vorgeschlagen. Sie  
wurde mit allen Stimmen des Gemeinderates und Bürger-  
ausschusses vorgenommen. Keine einzige Stimme fiel aus.